

Interview Eritreischer Verein, Mussie Mesghinna, 10.03.2023

Wann begann die Migrationsbewegung aus Eritrea und was war der Auslöser?

Die ersten Eritreer:innen kamen etwa um 1964/1965 nach Krefeld. Sie wurden als Seemänner angeheuert und waren Jugendliche, die die Welt kennenlernen wollten. Die anderen waren überwiegend politische Geflüchtete.

Eritrea war lange eine italienische Kolonie. Im zweiten Weltkrieg 1941 und im Prozess der Dekolonialisierung, wurde es unter UN-Mandat gestellt und von Großbritannien verwaltet. Die UN-Vollversammlung entschied 1950 trotz des ausdrücklichen Wunschs der eritreischen Völker nach Unabhängigkeit, Eritrea in die Föderation mit dem Kaiserreich Äthiopien zu zwingen. Unter der Herrschaft des Kaisers verlor Eritrea langsam immer mehr seine Unabhängigkeit und wurde schließlich 1962 von Äthiopien annektiert. Der äthiopische Kaiser verbot die Amtssprachen Tigrinya und Arabisch in allen Bereichen und verordnete Amharisch als Amtssprache. 1961 eskalierte das Ganze und es kam zum bewaffneten Befreiungskampf. Die Auseinandersetzung wurde immer brutaler, mindestens 350 Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht. Die Menschen wurden z.B. in ihren Moscheen und Kirchen eingesperrt und verbrannt. Der Krieg dauerte über 30 Jahre, bis Eritrea sich 1991 schließlich erfolgreich befreite. Die Kämpfe wurden in Eritrea nur von der Bevölkerung getragen, die sehr gut organisiert war und sich vertraute. Das Kaiserreich hatte viele Freunde, wie z.B. die USA, die Bundesrepublik und Israel. Diese rüsteten in Äthiopien das Militär, die Sicherheitskräfte und Polizei auf und bildeten diese aus. Eritrea war dagegen auf sich gestellt. Die Eritreer:innen, die in alle Welt flüchteten, suchten überall Freund:innen und Unterstützer:innen für ihr Volk. So entstand ein Netzwerk über die ganze Welt. Von Nahost bis Westafrika, von Europa bis Nordamerika und dem fernen Ost. Auch entstanden viele Freiheitsbewegungen in Äthiopien, mit denen wir kooperierten. In dem Krieg kamen sehr viele Menschen ums Leben, denn wir gingen mit einfachen Waffen gegen Panzer und ähnliches an. Ich selbst war auch über Jahre Freiheitskämpfer.

Im Zuge des Befreiungskrieges floh 1/3 der Bevölkerung Eritreas ins Ausland, nach Deutschland etwa 20 – 25.000 Menschen. Einige wurden als politische Geflüchtete Krefeld zugewiesen. Es waren in der Regel Einzelpersonen, die dann ihre Familien nachholten. Die Reise nach Deutschland war damals für Äthiopier:innen ohne Visum möglich. Da Eritrea ja noch Äthiopien angehörte, konnten die Menschen einfach mit dem Flugzeug einreisen und politisches Asyl beantragen. Die meisten kamen zwischen 1985 und 1988 hierher.

Nach der Befreiung Eritreas 1991 gab es eine Rückkehrbewegung. Damals handelte ich gemeinsam mit anderen Landsleuten mit dem BMZ (Bundesministerium für Zusammenarbeit und Entwicklung) einen Vertrag aus, nach dem geflüchteten Eritreer*innen bei ihrer Rückkehr in die Heimat zwei Jahre lang 60% des Gehaltes ihrer letzten beruflichen Tätigkeit weitergezahlt würden. Sie sollten in Eritrea wieder Fuß fassen können. Menschen ohne Arbeit erhielten für ein Jahr eine Art Arbeitslosengeld. Rückkehrende Eritreer:innen durften zudem Kredite in Höhe von 200.000 Mark aufnehmen. Vor ihrer Ausreise aus Deutschland mussten die Menschen allerdings unterschreiben, nicht mehr zurückzukehren.

1998 gab es zwischen Eritrea und Äthiopien wieder Krieg, wieder flüchteten viele Menschen. Die Flucht aus dem Land hört bis heute noch nicht auf. In Eritrea konnten zu dem Zeitpunkt Männer zwischen 18 und 59 Jahren zu unbegrenzten Zeit ins Militär eingezogen werden. Diese Praxis gilt nach wie vor. Das gaben sie dann hier auch als Fluchtgrund an und erhielten in der Regel den allgemeinen Geflüchtetenstatus oder einen Subsidiären Schutz. Da keine Visumsfreiheit mehr bestand, kamen die Menschen nun über den Sudan und andere gefährliche Wege über das Mittelmeer nach Europa. Viele Junge Menschen verloren und verlieren nach wie vor ihr Leben auf diesem Weg. Die Sahara und das Mittelmeer sind zum Grab der Geflüchteten geworden. Es kommen in der Regel nur noch Einzelpersonen, oft Jugendliche. Familien schaffen das nicht, sie kommen höchstens im Zuge der Familienzusammenführung nach. Auch das ist sehr schwer, denn es gibt in Eritrea keine deutsche Vertretung. Die Menschen müssen dafür nach Kenia oder über Umwege nach Äthiopien, denn bis 2020 gab es keine Verbindung zwischen Eritrea und Äthiopien.

Wie ist Ihre eigene Migrationsgeschichte, warum sind Sie nach Krefeld gekommen?

Meine Geschichte hat zwei Episoden.

Die erste ist, ich bin als Jugendlicher nach Deutschland gekommen, um hier die Schule zu besuchen und zu studieren. Ich kam Anfang 1966, genauer Weihnachten 1965, nach Deutschland und lebte bei einer befreundeten Familie in der Nähe von Aachen. Da ich kein Deutsch konnte, besuchte ich zunächst einen Deutschsprachkurs. Nach zwei Monaten war mir das aber zu langsam, also wechselte ich ins Gymnasium in die 9. Klasse und lernte Deutsch zu Hause. Da ich mit den vielen Sprachen Griechisch, Latein, Englisch und Deutsch überfordert war, befreiten mich der Direktor von Altgriechisch. Nach dem Abitur begann ich mein Studium der Sozialwissenschaften.

Schon als Jugendlicher hatte ich in Eritrea Kontakt mit der Befreiungsfront. Nachdem ich nach Deutschland ging, hatte ich aber alle diese Kontakte verloren. Als ich herausfand, dass mein politisch aktiver Onkel nach München geflüchtet war, nahm ich Kontakt zu ihm auf und war plötzlich mitten in der Befreiungsbewegung. Bald darauf war ich Teil der Führung der Studierenden- und Arbeiter:innenorganisation. In Hamburg gab es viele politisch Geflüchtete. Daher bat mich die Organisation, mein Studium dort fortzusetzen und die Menschen zu reorganisieren und für die Revolution zu gewinnen. Dies tat ich dann auch. Erst war ich nur in Hamburg, dann in ganz Deutschland für die Befreiungsfront tätig. Schließlich waren zwei Genossen und ich 1973 für ganz Europa verantwortlich. Wir wurden in Italien stationiert, weil dort damals die meisten Eritreer:innen lebten und arbeiteten. Die meisten unterstanden dort dem Einfluss der Konkurrenz-Organisation, der „Eritrean Liberation Front“. Unsere Aufgabe war es in erste Linie, Menschen für die Organisation „Peoples Liberation Front“ zu gewinnen, die sich politisch, diplomatisch und wirtschaftlich für den Freiheitskampf einsetzen.

Ende 1976 ging ich dann selbst an die Front und blieb dort bis 1982. In meiner Einheit bekam ich die Aufgabe, für die politische Schulung und die allgemeine Schulbildung Sorge zu tragen. Die Aufgabe war klar definiert und gestellt: Kämpfen und Arbeiten, Lernen und Lehren. Das ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Wir waren ständig in Kampfsituationen verwickelt; wussten, dass wir jederzeit im Kampf fallen konnten. Die Motivation aufrechtzuerhalten, für die Zukunft zu lernen, unter jener kriegerischen Situation, ist sehr schwierig, fast unmöglich. Dennoch war es gleichzeitig unerlässlich, um den Kampf überhaupt führen zu können. Denn ohne Hoffnung und den Traum von einem besseren Leben ist der Kampf für Freiheit bereits verloren. Zweimal war ich schwer verwundet.

Dekolonisationskampf ist kompliziert und nicht geradlinig. Er hat zwei Seiten. Zunächst ist er ein Kampf gegen die Kolonialist:innen, gegen die Fremdherrschaft und für die Selbstbestimmung der Völker und Unabhängigkeit des eigenen Landes. Er ist aber auch gleichzeitig ein kultureller, politischer, sozialer und emanzipatorischer Kampf für Gleichberechtigung und ein selbstbestimmtes Leben in einer zukünftigen, gerechten Gesellschaft. Dieser Kampf muss gleichzeitig geführt werden, wenn am Ende die Fremdherrschaft nicht durch eine eigene ersetzt werden soll. Über das Ziel, die Fremdherrschaft abzuwerfen, waren sich alle einig. Große Unstimmigkeiten gab es dagegen über die Gleichzeitigkeit des Kampfes für Gleichberechtigung und ein selbstbestimmtes Leben.

Aus politischen Gründen wurde ich von meinen eigenen Leuten in Haft genommen. Nach einem Jahr Isolationshaft wurde ich entlassen, ohne konkret zu wissen, warum ich verhaftet und freigelassen wurde. Meine Frage nach einer Begründung wurde mit der Gegenfrage „Willst du hierbleiben?“ beantwortet. Es wurde bewusst gegen Menschen, die aus politischen Gründen in Haft genommen wurden, Misstrauen gesät. Daher konnte ich meiner bisherigen Arbeit an der Front nicht mehr produktiv nachgehen. Nachdem ich es vier Jahre lang nach meiner Haftentlassung versucht hatte, entschloss ich mich, die Front zu verlassen. Irgendwann habe ich es raus geschafft, was nicht so einfach war. Denn wenn man einmal drin ist, kommt man nicht wieder so einfach raus. Ich floh in den Sudan, wo ich im Oktober 1982 mein zweites Leben als politischer Geflüchteter begann. Von dort flog ich nach Brüssel, weil dort die Wahrscheinlichkeit größer war als in Frankfurt, dass man mich mit meinem Fluchtpass reinlassen würde. Zu diesem Zeitpunkt gab es bereits keine Visumsfreiheit mehr. In Aachen stellte ich dann meinen Asylantrag, der nach einem Jahr positiv beschieden wurde.

Ich nahm dann mein Studium wieder auf, das ich vorher abgebrochen hatte. Man bekam zu dieser Zeit kein Geld, sondern dieses Papier für Sozialsachen. Ich wollte das nicht. Obwohl ich wusste, dass das nicht erlaubt ist, ging ich jede Woche zum Sozialamt und sagte: „Ich will für das Geld, das sie mir geben, lieber Arbeit.“ Jede Woche. Ich bin der Dame vom Sozialamt so auf die Nerven gegangen. Sie meinte: „Es ist mitten im Winter!“ Aber mir war das egal. Sie hat mich dann zum Straßenbau geschickt und wollte eigentlich nur, dass ich aufgebe. Es war mitten im Winter. Sie hatten so einen Wagen, der mit Kohle geheizt wurde. Wenn man da Pause machte, erstickte man fast an dem ganzen Kram. Menschen, die mir nahestanden, verstanden zwar meinen Standpunkt, keine Almosen zu wollen und meinen Unterhalt selbst zu erarbeiten. Sie akzeptierten aber nicht, dass ich mich der harten Winterkälte aussetzte. Sie fanden für mich einen ehrenamtlichen Job in der Hausaufgabenbetreuung des SkF. Bald danach bekam ich meine Anerkennung und begann in der Produktion bei VEGLA-Vereinigte Glaswerke GmbH Haaren zu arbeiten. In den ersten Monaten meines Studiums legte mir der Dozent meines Migrations-Seminars nahe, als studentischer Mitarbeiter beim politischen Institut zu arbeiten. So finanzierte ich dann auch mein Studium und schrieb meine Magisterarbeit zum Thema „Identitätsarbeit bei Geflüchteten – zwischen Industrie- und Agrokultur“.

Gleichzeitig war ich in Aachen in der Geflüchtetenarbeit ehrenamtlich tätig und Mitbegründer des Flüchtlingsrates Aachen. Irgendjemand erwähnte mich dann bei der Caritas/SKM Krefeld. Ich bekam hier eine Stelle und lebe seitdem in Krefeld. Ich war damals für das Thema Migration im Allgemeinen und Geflüchtete und Aussiedler insbesondere im Caritasverband für die Region Krefeld e.V. zuständig. Die Aufgabe verstand ich als sehr umfassend: Nicht nur als individuelle Beratung des Einzelnen, sondern als eine gesellschaftliche, in der das Individuum seinen Platz findet und wie jedes andere Individuum interagiert.

Daher ging ich von Gemeinde zu Gemeinde, von Schule zu Schule und warb für Offenheit für die Neuen, die einen Weg in diese Gesellschaft suchen. Ziel war eine offene Atmosphäre für Integration zu schaffen. Dafür braucht man das Herz und den Willen aller relevanter Gruppen. Bei allen politischen

Aktivitäten mussten wir auch stets unmittelbare Hilfe organisieren. Um Mangelversorgung zu lindern, wurde ein Spendenkonto für medizinische Behandlung, Rechtshilfe etc. eingerichtet, eine Kleiderverteilungsstelle für bedürftige Migrant:innen und Geflüchtete aufgebaut und institutionalisiert, die von den Angebotsnutzer:innen selbst geführt wird. Letztlich hat sich die Verteilungsstelle, die sich ausschließlich aus gespendeten Kleidern speist, zu einer Arbeitsstelle entwickelt. Der Erlös deckte den Gehalt der dort arbeitenden Menschen und fließt in weitere Aktivitäten in der Geflüchteten- und Migrationsarbeit.

Wie war das Ankommen der Menschen? Was macht der Eritreische Verein? Wann und warum wurde er gegründet?

Zunächst einmal ist Deutsch eine Sprache, zu der man in Eritrea keinen Zugang hat. Es gibt ein eritreisches Sprichwort, das bedeutet etwa „Ein Gast ist unwissend.“ Das ist in jedem neuen Land so: Man weiß oft nichts über die Gesellschaft, in die man eintritt. Diese Situation ist sehr schwierig. Hieran arbeitet der Verein: Er ist zunächst einmal eine Heimat. Wenn wir neue Menschen aus Eritrea auf der Straße treffen, laden wir sie zum nächsten Treffen ein. Sie wissen dann, sie können dort ihre Sprache sprechen. Es gibt sehr viele Sprachen in Eritrea. Aber irgendjemand spricht schon einer dieser Sprachen. Das Gute an dem Verein ist, dass er in allen Lebensbereichen, in denen es Gemeinschaft braucht, auch tätig ist – egal ob das eine Taufe, eine Hochzeit, ein Todesfall oder traditionelle Feste sind. Auch geht es darum, den Informationsfluss sicherzustellen. Dadurch, dass die Leute hier samstags immer zum Treffen vorbeikommen und andere kennenlernen, bekommen sie direkt oder indirekt die notwendigen Informationen. Wir haben uns auch organisiert: Freitags gibt es zum Beispiel beim Caritasverband einen Eritreer, der Menschen in ihrer Muttersprache berät. Wer im Flüchtlingsbereich arbeitet, weiß das. Diese Personen und die Behörden verweisen die Menschen einfach zur Caritas, wenn sie selbst nicht weiterwissen. Manchmal werde ich auch angerufen, um Fragen zu beantworten.

Was auch sehr wichtig ist: Es sind politisch Verfolgte. Diese Haltung sitzt noch immer in den Menschen und wird auch an die nächste Generation weitergegeben. Obwohl die Community praktisch zerstritten ist. Aber in einem sind sie einig: Dass jeder, der neu kommt, unterstützt werden muss - egal, welche politische Sichtweise die Person hat. Wenn jemand heiratet oder stirbt, sind alle da. Dann sammelt man auch Geld, wenn der Leichnam nach Eritrea überführt werden soll oder wenn die Leute für die Beerdigungskosten hier nicht aufkommen können. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, das geschieht dann automatisch. Das ist als kulturelles Erbe geblieben von der langen Freiheitsbewegung. Das hat aber auch Nebenwirkungen: Die Leute in Krefeld können untereinander nicht heiraten, weil sie wie Geschwister aufwachsen – auch wenn sie das biologisch eigentlich nicht sind. Man hat daher versucht, jemanden von den Nachbarn, also aus einer anderen Community zu heiraten. Das war für mich sehr interessant zu beobachten, als ich nach Krefeld zog. Sie sind nicht wie andere Communities.

Der Eritreische Verein wurde 1989 ins Vereinsregister eingeschrieben, es gab aber vorher schon die Verbindung. Man sucht sich und bildet Communities, erstmal nur in Privathäusern. Da die Eritreer:innen politisch tätig waren, haben sie auch den Kontakt zu Institutionen gesucht und wollten zu Versammlungen und sich zum Beispiel bei Jugendeinrichtungen einbringen. Da waren großartige Leute tätig. 1988 kam ich nach Krefeld und bemühte mich darum, dass wir ein offizieller Verein wurden. Ich kannte das schon aus der Gründung des Flüchtlingsrates Aachen.

Wir wollten ein offizieller Verein sein, damit wir auch offiziell eingeladen werden. Bei der BI bekamen wir einen Versammlungsort und wollten muttersprachlichen Unterricht anbieten. Das war damals sehr umstritten, da man befürchtete, dass das zu Ghettobildung führt. Das ist aber nicht so. Mir war damals wichtig, dass die Menschen auch dafür bezahlt werden. Also stellte ich Anträge für Eritreer:innen und für Tamil:innen, die auch durchgingen.

Der Verein ist sehr in die Stadt Krefeld verwurzelt alle politischen Gruppierungen und Organisationen kennen ihn. Wir machen aber auch eigene Dinge. Bei jeder Veranstaltung ist eine Person aus Eritrea vertreten. Es war eine bewusste Entscheidung, mit der Stadt und den Institutionen zu kommunizieren. Der Verein wird auch von den Parteien in Zeiten der Wahlen angesprochen. Obwohl wir nicht viele sind, aber sie wissen um unsere Verbindungen zu anderen Vereinen und dass wir einen gewissen Einfluss haben.

Das Engagement hat bereits in der älteren Generation begonnen. Sie wollten ursprünglich wieder in die Heimat zurückkehren und entsprechend politisch und wirtschaftlich die Befreiungskämpfe unterstützen. Zu Weihnachten sind sie zum Beispiel mit Sammelboxen durch die Stadt und haben Geld gesammelt. Sie haben mit Ärzt:innen Kontakt aufgenommen, um medizinische Geräte und Medikamente zu sammeln. Viele Ärzt:innen und Krankenpfleger:innen gingen damals für begrenzte Zeit nach Eritrea in die befreiten Gebiete in die Kliniken und Hospitäler. Motiviert haben sie dazu auch die persönlichen Kontakte zu Eritreer:innen in Krefeld. Nach der Befreiung 1991 wurde das alles eingestellt.

Heute hat der Eritreische Verein seinen Treffpunkt im Katholischen Forum für Erwachsenen- und Familienbildung Krefeld. Als Mitglieder eingeschrieben sind etwa 35 oder 40 Personen, von den Familien ist meistens nur eine Person offiziell Mitglied. Auch möchten die Neuangekommenen oft nicht direkt Mitglieder werden, aber sie profitieren natürlich vom Verein. Im Gesamten sind es also viel mehr.

Aus dem eigenen Land zu fliehen ist eine eigene Entscheidung. Aber trotzdem wird man ja irgendwie in die neue Gesellschaft hineingeworfen. Dass das funktioniert, dass die Leute nicht verlorengehen, dass der Verein diese Menschen aufnimmt und sie in die Gesellschaft hineinführt, das ist eine wichtige Aufgabe des Vereins. Der Verein unterrichtet heute und ist gesellschaftlich tätig, arbeitet mit der Stadt zusammen und so weiter. In anderen Städten ist die Community meistens sehr zerstritten. Was wir hier in Krefeld erreicht haben ist, dass wir uns unabhängig unserer politischen Ausrichtung als Community verstehen und zusammenarbeiten.

Was braucht es für ein erfolgreiches Zusammenwachsen der Gesellschaft?

Unser Verein feiert parallel die eritreischen und die mitteleuropäischen Feste. Ostern, Weihnachten, aber auch Karneval oder Nikolaus. Das ist auch ein Gelingens Faktor für das Zusammenleben. Nikolaus ist zum Beispiel in Eritrea nicht bekannt. Der Verein hilft dabei, dass die Menschen nicht fremdeln, sondern kennenlernen. Es gibt sehr viele Dinge, die durch den Verein indirekt vermittelt werden.

Auch hat sich in den letzten zehn Jahren in Krefeld etwas getan. Die Behörde versteht sich nicht mehr ausschließlich als Ordnungsbehörde, die nur auf Sanktionen achtet. Das war früher sehr negativ und hat zu vielen Wegzügen geführt. Das Integrationskonzept ist auch wichtig. Es richtet sich an die zugewanderten Menschen und sagt: „Ihr seid willkommen, wenn ihr da seid. Aber wenn die Gesetze das nicht zulassen, dann musst du auch wieder gehen.“ In früheren Zeiten war es eher die Haltung „Was willst du hier?“. Das Ziel war ja, die Integrationsfrage proaktiv anzugehen und sich nicht nur von anderen Kräften treiben zu lassen. Das ist, denke ich, auch das Wichtigste für eine Gesellschaft, die zusammenwachsen will: Man muss proaktiv an die Sache rangehen. Es gibt viele Instrumente, viele Möglichkeiten und viele Arbeitsbereiche, die man angehen kann.

Seit sich Deutschland 2005 als Einwanderungsland positioniert hat, hat sich das gebessert. Krefeld hat sich allerdings sehr, sehr schwergetan, diesen Paradigmenwechsel zu vollziehen. Die Gesellschaft hat dann die politischen Vertreter:innen gewählt, die einer Öffnung der Gesellschaft positiver

gegenüberstanden. Der Führungswechsel war ein Segen. Am Anfang nach einem Wechsel gab es immer Kommunikationsbereitschaft, aber dann haben wieder die konservativen Kräfte die Oberhand gewonnen und es wurde wieder mehr eine Ordnungsbehörde. Die offeneren Angestellten wurden direkt oder indirekt sanktioniert und haben im Zweifel die Arbeitsstelle gewechselt. Das ist jetzt, denke ich, nicht mehr der Fall. Die Leitungen, die ich kennengelernt habe, sind wirklich offen und unaufgeregt gegenüber der ganzen Sache. Das ist eine sehr positive Entwicklung. Es hat zwei Seiten: Krefeld ist überschaubar, aber die Langsamkeit geht einem schon auch auf die Nerven.

Um Freundschaften zu bilden, braucht man in Krefeld viel Zeit. Aber dafür untersteht es nicht dem Wetter. Wenn die Beziehungen hergestellt sind, dann funktioniert es auch. Außerdem gibt es Gespräche zwischen den Parteien. Ob das immer positiv läuft, ist etwas Anderes. Aber die Parteien sprechen miteinander, die Kommunikationskultur ist nicht so vertrackt. Das finde ich sehr wichtig. Auch die Institutionen: Wenn man auf sie zugeht, machen sie nicht einfach die Tür zu. Sie lassen einen kommen und hören zu. Die Berührungsgängste sind nicht so stark ausgeprägt.

Etwas Anderes ist das kulturelle Angebot: Wenn man Hamburg, Köln, Aachen sieht, sind das natürlich andere Hausnummern. Deswegen ziehen auch unsere Jugendlichen woanders hin, weil es ihnen hier zu eng ist. Ich suche zum Beispiel hier Leserkreise, die sind aber sehr dünn gesät.

Wie sehen Sie Heimat, was bedeuten Heimatgefühle für Sie?

Wenn Menschen älter werden, möchten sie zurück in ihre Kindheit gehen, besonders in ihrer Sprache. Das Erfreuliche ist, was die Verbindung mit den neu dazukommenden Personen mit sich bringt: Sie haben das ja noch authentisch. Die Menschen, die hier aufgewachsen sind, denen fällt es schwer, „Papa“ oder „Mama“ zu anderen zu sagen. Oder andere Begriffe, die die Kultur in Eritrea widerspiegeln. Auch diese Höflichkeitsformen, dieses Achten von älteren Menschen, was man auch im Umgang mit ihnen zeigt. Ich denke dann immer „Ach Gott, das hast du als Kind auch gemacht.“ Das sind wildfremde Menschen für mich, die mir mit so viel Achtung begegnen. Das ist etwas ganz Anderes für mich, das löst andere Gefühle bei mir aus. Diejenigen von uns, die älter sind, wir finden die Sprache wieder, die wir als Kinder gesprochen haben. Das hier, das ist auch Heimat. Aber das sind Dinge, die ganz andere Gefühle auslösen, die die Seele berühren, dass man die Kontinuität des Lebens, den Fluss fühlt, dass man nicht abgehackt, nicht abgetrennt ist, dass es alles wieder verknüpft wird. Man hat es zwar in der Identitätsfindung hier auch geschafft, eine neue Kontinuität zu schaffen, aber es ist eine andere Kontinuität.

Worüber sich die Leute auch oft wundern: Manche akzeptieren, dass ihr Leichnam hier begraben wird. Aber die meisten wollen in ihrer Heimat begraben werden. Die Alten besonders. Das ist nicht die Ablehnung von dem Leben hier. Es ist das Gefühl: Ich bin als Einzelperson hierhergekommen. Aber nach meinem Tod möchte ich wieder mit meiner Familie vereint werden. Den Fluss des Lebens auch nach dem Tod beizubehalten, das ist auch für mich persönlich entscheidend. Ich streite schon mit meinen Kindern, die fragen, wie sie mich dann denn besuchen sollen. Aber das ist dann ihr Problem, das ist nicht mehr mein Problem. Das funktioniert auch nur beim christlichen Teil der Eritreer:innen. Bei den Muslim:innen funktioniert das kaum so, weil sie ja viel schneller begraben werden müssen. Es wird trotzdem aber auch manchmal versucht.